

DER SPIEGEL

Nr. 42 | 16.10.2021

DEUTSCHLAND € 5,80

4 190700 705803 42

**SPEZIELL
BESTSELLER**



BEILAGE
Bücher für den
Herbst

DER FALL ASSANGE
Eine Frau bricht
ihr Schweigen

WEIHNACHTEN
Warum Geschenke
knapp werden



Käse, Koks und Killer

Wie Holland durch laxen Drogenpolitik zum Mafiaparadies wurde

Im Griff der Mafia

KRIMINALITÄT Die Niederlande versinken im Terror der Kokainbanden. Polizisten, Anwälte, Journalisten riskieren ihr Leben. Wie konnte es so weit kommen? Die Geschichte eines fröhlichen kleinen Landes, das sich bereitwillig den Drogen ausgeliefert hat.



Gedenkort für den ermordeten Journalisten de Vries in Amsterdam

Ein nachtschwarzer Himmel hängt über Amsterdam, als Peter Schouten am 2. November 2020 nach Hause fährt. Der Anwalt kommt gerade aus einer Fernsehtalkshow, in der er mit Onno de Jong aufgetreten ist, seinem Kollegen. Und mit Peter R. de Vries, dem Kriminalreporter. Jetzt sitzt er in einem gepanzerten Auto, mit Bodyguards, mit Maschinenpistolen, die in den Türfächern stecken – das ist Schoutens Alltag, seitdem er mit den beiden anderen den wichtigsten Kronzeugen des Landes betreut. Einen Kriminellen, der gegen die Kokainmafia ausgesagt hat. Dessen Bruder deshalb schon erschossen wurde. Genauso wie der erste Anwalt, Schoutens Vorgänger.

Wer steht als Nächster auf der Todesliste? Schouten? De Jong? De Vries? Schouten sieht aus dem Fenster, durch schussssicheres Glas, auf der Straße läuft de Vries. Der Wagen fährt heran, Schouten fragt: »Peter, was machst du hier allein im Dunkeln?« De Vries: »Ich gehe zu meinem Auto.« Und Schouten, so erinnert er sich heute an das Gespräch: »Das ist doch verrückt.«

Acht Monate später, am 6. Juli dieses Jahres, geht de Vries wieder durch die Amsterdamer Altstadt; sein letzter Weg. Er ist eine lebende Legende, noch 250 Schritte. Er hat als Reporter nicht nur über Fälle berichtet, er hat sie gelöst mit seiner Sendung »Peter R. de Vries Kriminalreporter«. De Vries war eine Ein-Mann-Sonderkommission, für sein Millionenpublikum der Beweis, dass einer mehr erreichen kann als ein ganzer Apparat, wenn der eine nur der Richtige ist. Mutig. Unerschrocken.

Keine Bodyguards. Niemals.

De Vries hatte auch an diesem Abend einen Fernsehauftritt. Nun spaziert er die Lange Leidsdewars-

straat vom Studio zum Parkhaus hinunter zu seinem BMW. Rechts und links typisch holländische Backsteinfassaden. Oben noch die Balken der alten Giebelaufzüge. Und unten die Küchen der Welt: das Bollywood Indian Restaurant, der Italiener O Sole Mio, ein Thai. Tische stehen draußen, für Menschen, die sich zum Essen treffen, zum Reden, zum Lachen. Seine letzten Schritte führen de Vries durch eine Straße, die so ist, wie sich das Land gefällt: weltoffen, leicht und lebendig, sicher. Eine schöne Fassade.

Dann wird die Straße ruhiger, kommen Wohnhäuser. Rechts zu den Nummern 176 bis 178 führt eine Treppe hoch. De Vries kann die Einfahrt zum Parkhaus schon sehen. Auf der Treppe lungert ein junger Mann. De Vries geht vorbei, der Mann hat auf ihn gewartet. Fünf Schüsse, einer trifft de Vries in den Kopf.

Er bricht zusammen, vor einem Fenster, an dem Werbung klebt. Eine davon für das »Cooldown Café »De Kleine«; was für ein irrwitziger Zufall in diesem Horror. »De Kleine«, das war früher der Spitzname von Ridouan Taghi. Jenem mutmaßlichen Drogenpaten, gegen den der Kronzeuge ausgesagt hat.

Es gibt keinen Beweis, dass Taghi den Killer geschickt hätte, auch wenn er für die Polizei der Verdächtige Nummer eins ist. Seine Anwälte sagt, ihr Mandant habe mit dem De-Vries-Mord nichts zu tun. Seit seiner Festnahme 2019 sitzt er in U-Haft, vorher war er der meistgesuchte Mann der Niederlande. Seinen Vernehmern sagte er anfangs noch, der Staat solle sich das Geld besser sparen, »geben Sie mir lebenslänglich«. Inzwischen schweigt er und lässt seine Anwälte alle Vorwürfe bestreiten. Doch neben dem Kronzeugen belasten ihn geknackte Krypto-Nachrichten. Etwa ein begeistertes »Woouooooooooooooopppppppppwoooooooooooppppppppppp hahahaha insch'allah!« kurz nach einem anderen Mord. Seine Anwälte behauptet, das seien nicht Taghis Nachrichten, nicht seine Handys gewesen.

Fakt ist: Bei den Schüssen auf de Vries ging es um weit mehr als nur darum, einen Zeugen einzuschüchtern. Sie waren eine Demonstration der Macht, wer in den Niederlanden das Sagen hat und andere zum Schweigen bringt.

Und wenn Taghi, der Boss im Hochsicherheitstrakt, nicht hinter den Morden steckt, am Bruder des Kronzeugen, an dessen erstem Anwalt, an de Vries, dann wäre der Schrecken eher noch größer. Denn



Staatsfeind
Nummer eins

Ridouan Taghi

das würde bedeuten, dass noch andere Paten des internationalen Drogenhandels in den Krieg gezogen sind. In einen Krieg um Kokain, in dem jedes Jahr Hunderte Tonnen im Wert von mehreren Milliarden Euro durch die Niederlande nach Europa gelangen. Und in dem ein Menschenleben umgerechnet nur einige Hundert Gramm wert ist. Geschätzt 50 000 Euro kostet eine Exekution, das ganze Paket mit Beschattung, Fluchtauto, Waffe, Killer. »In den Problemvierteln von Amsterdam-Südost stehen Jungs Schlange, um für die Banden zu mordern«, sagt Cees, ein holländischer Ermittler, der seinen richtigen Namen lieber nicht veröffentlicht sehen will.

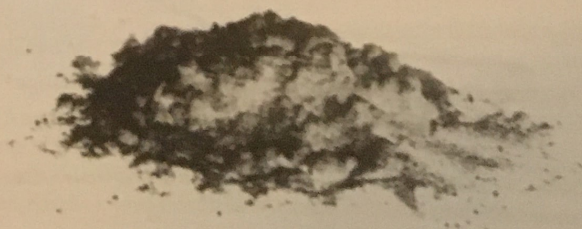
Der Mord an de Vries wird damit zum Fanal, zwingt die Niederlande zu einer Aufarbeitung, die längst fällig war: Wie weit ist es mit dem Land gekommen, und wie zum Teufel konnte es so weit kommen? Der Anschlag erschüttert das Selbstverständnis eines ganzen Volkes. Er offenbart, wie absurd inzwischen das Klischee vom niedlichen, friedlichen Holland ist, in dem Toleranz zu einem entspannten Miteinander führt – angeblich auch die Toleranz für weiche Drogen, weil ein Joint ja wohl keinem schadet.

Dass der liberale Umgang mit Hasch und Marihuana auch brutale Mobster groß gemacht hat, dass die Gangs neben weichen auch tonnenweise harte Drogen durchs Land karrten, dass es jedes Jahr um die 20 Liquidationen im Milieu gab, all das störte lange kaum jemanden. Bis sich die Unterwelt nicht mehr um den öffentlichen Frieden scherte.

2012 brach ein Bandenkrieg aus, seitdem streckt die Unterwelt ihre Finger in die Oberwelt aus. Mal mit einer Schießerei, bei der die Kugeln bis in ein Kinderzimmer flogen. Mal mit einem abgeschnittenen Kopf, der 2016 vor einem Café auf dem Bürgersteig lag. Mit Toten und Bedrohten.

»In den Problemvierteln von Amsterdam-Südost stehen **Jungs Schlange**, um für die Banden zu **morden.**«

Cees, Ermittler der Polizei Amsterdam



die nicht zum Milieu gehörten, sondern mitten im bürgerlichen Leben standen. Entweder hatten sie den Mut, für den Rechtsstaat und die Pressefreiheit einzustehen. Oder nur das Pech, von einem Auftragskiller mit der Zielperson verwechselt zu werden.

Das Land, das so liberal sein will, erlebt, wie unfrei das Leben in den Klauen der Mafia ist. »Wie praat, die gaat«, soll das Motto der Taghi-Bande sein – wer redet, der geht. Jeder Journalist, der über die marokkanisch geprägten »Mocro«-Gangs schreibt. Jeder Ankläger, der gegen sie ermittelt. Jeder Anwalt, der ihre Gegner verteidigt. Jeder Zeuge, der gegen sie aussagt. Jeder von ihnen sollte besser unter seinem Auto nachschauen, ob dort eine Bombe klebt. Sich umgucken, wer hinter ihm geht. Sollte bereit sein, sich unter Polizeischutz stellen zu lassen und sein altes Leben aufzugeben. Auch das seiner Familie.

»Alle Grenzen sind gefallen«, sagt Cees, der Ermittler. Sogar Ministerpräsident Mark Rutte ist angeblich ins Visier der »Mocro«-Killer gerückt. Vergangene Woche nahm die Polizei schließlich einen Cousin von Taghi fest. Einen Anwalt, der zu seinem Verteidigerteam gehörte, ständig Zugang zu Taghi hatte und – so die abgefangene Kommunikation – über Monate sein Befehlskanal nach draußen gewesen sein soll. Nichts scheint da noch undenkbar, niemand mehr sicher. Der SPIEGEL hat mit Menschen gesprochen, die unter dieser ständigen Bedrohung leben, nicht wissen, wann das aufhört und ob überhaupt noch mal. Für sie gibt es keine Sicherheit – wie in einem Narco-Staat, und wenn es um die Angst

18,9 Milliarden Euro

betrug 2017 laut einer Studie der Mindestumsatz mit synthetischen Drogen in den Niederlanden.

geht, ist Holland bereits heute nah dran an den Verhältnissen in Mittel- und Südamerika.

Das Drogenland

Als das Bundeskriminalamt in Wiesbaden sein Lagebild 2019 zur Organisierten Kriminalität (OK) vorstellte, stach eine Zahl heraus: 161. So viele OK-Verfahren hatten mit den Niederlanden zu tun, und damit lag der Nachbar »mit erheblichem Abstand« vor anderen Ländern, so der Bericht. »Dies belegt den Status der Niederlande als wichtigen Stützpunkt ... im Bereich des Rauschgifthandels.« Deutsche Fahnder sprechen von »der größten Drehscheibe« für Drogen in Europa.

Wen hätte es überrascht? Die Amsterdamer Luft roch auch in diesem Sommer wieder nach Marihuana; ein fertig gerollter Joint aus dem Coffee-shop, »soft easy stoned« für drei Euro, gehört zum touristischen Standardprogramm. Die Niederländer haben es fertiggebracht, weiche Drogen zum Teil ihrer Folklore zu machen, wie Käse und Tulpen. Nur dass es nicht bei weichen Drogen geblieben ist.

Auch synthetische, hergestellt bei Frau Antje, genießen einen erstklassigen Ruf: Qualität super, Preis super, Vertrieb super. Vor allem bei der Partydroge Ecstasy sind die Holländer so etwas wie Weltmarktführer. In einer aufsehenerregenden Studie schätzte der Kriminologe Pieter Tops von der Uni Leiden die Jahresproduktion 2017 in den Niederlanden auf knapp eine Milliarde Pillen, den Umsatz allein mit Drogen aus dem Labor auf 18,9 Milliarden Euro. Mindestens.

Nicht zu vergessen der Eigenanbau von Cannabis (jedes Jahr fliegen Tausende Plantagen auf) und der bekannt grüne Daumen, den die Holländer für das Hochzichten neuer Sorten haben. Was heute aus den Gewächshäusern kommt, hat einen so starken Kick, dass sich die Joints der Hippiegengeneration dagegen wie Schokozigaretten ausnehmen.

»Die Niederlande sind der Drogensupermarkt Europas«, sagt Frank Buckenhofer, Chef der Gewerkschaft der Polizei im Zoll. Als Ermittler im Essener Zollfahndungsamt weiß er, wovon er redet: »Die Profis für die Einfuhr, den Anbau, die Herstellung und die Verteilung von Drogen sitzen in Holland.«

Der Import von Drogen in die Niederlande hat natürlich auch mit der Küstenlage zu tun. Nach dem belgischen Antwerpen ist Rotterdam mit seinem Hafen das zweitgrößte Ein-

fallstor Europas. Doch selbst von dem Stoff, der in Antwerpen landet, geht nach einem aktuellen Bericht von Europol und UNODC, der Uno-Antidrogenbehörde, das meiste in die Niederlande. Und erst danach weiter in andere Länder auf dem Kontinent. Dieser Stoff ist heute vor allem Kokain. Koks boomt und damit auch das Geschäft der Kokskönige. »Kokain ist das Problem«, sagt Cees, der holländische Ermittler. »Kokain hat alles geändert.«

2019 – aus dem Jahr stammen die aktuellsten Zahlen – kam so viel von den Feldern in Südamerika wie noch nie: laut der Uno-Behörde 1784 Tonnen, doppelt so viel wie 2014. Und je mehr geerntet wird, umso mehr schneit es erst in den Niederlanden, dann in Deutschland. »Wir haben einen massiven Anstieg bei Kokain«, warnte Daniela Ludwig, Drogenbeauftragte der Bundesregierung, als sie Ende Juli das BKA-Lagebild zur Rauschgiftkriminalität vorstellte. »Das ist ein kontinuierlicher Trend der letzten Jahre«, bestätigte BKA-Chef Holger Münch, der neben ihr saß. Die Fahnder stoßen auf immer größere Ladungen, beim jüngsten Rekordfund im Hamburger Hafen waren es 16 Tonnen mit einem Straßenverkaufswert von bis zu 3,5 Milliarden Euro. Auch hier stammten die Hauptverdächtigen aus den Niederlanden.

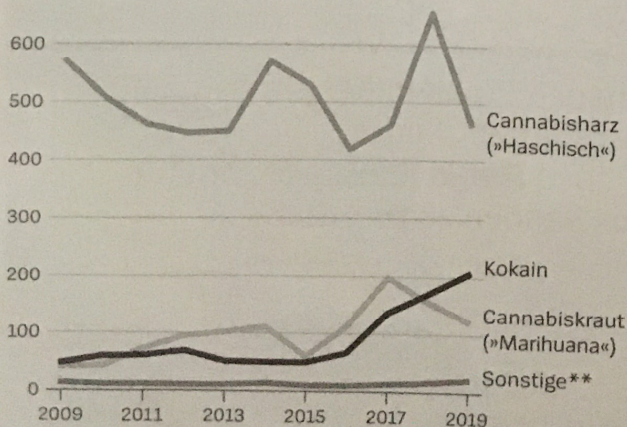
Wenn mehr Stoff gefunden wird, bedeutet das für die Polizei aber nur, dass noch mehr durchkommt. Kokain flutet den Markt. Die Uno schätzt die Zahl der Koksler in West- und Mitteleuropa inzwischen auf 4,4 Millionen, Tendenz steigend.

Wo es für Banden Milliarden zu verdienen gibt, gilt die alte Regel, die das Landeskriminalamt Nordrhein-Westfalen so zitiert: »Die Gewaltbereitschaft steigt, je größer die Verdienstmöglichkeiten sind.« Dazu, so OK-Chef Thomas Jungbluth aus Düsseldorf, müsse man nur in die Niederlande blicken: »Wenn diese Gruppen einen investigativen Journalisten auf offener Straße töten, ist das eine Kriegserklärung. Die fühlen sich offenbar unangreifbar.«

Jungbluth erinnert der Fall de Vries an das Italien der Neunzigerjahre, an die Ermordung der Mafiajäger Giovanni Falcone und Paolo Borsellino. Dass sich so etwas in den Niederlanden, »einem zivilisierten Land mit festen Strukturen entwickeln kann, macht uns allen Sorgen. Heute Holland, morgen Deutschland.« »Das wollen wir hier nicht erleben müssen«, sagt Jungbluth. Eine Ges-

Tonnenschweres Geschäft

Sichergestellte Drogen in der EU*, in Tonnen



* ohne Vereinigtes Königreich

** Heroin, Amphetamine, Methamphetamine („Crystal Meth“), MDMA („Ecstasy“)

Quelle: EMCDDA

schaft, in der die Mutigen gerade lernen, dass Mut keine kugelsichere Weste ist.

Die Anwälte

Ein Bürohaus in Den Haag, mehr darf man nicht schreiben. Hinter dem Eingang stehen stumme Männer, die Blicke hart und leer, ihre Sakkos ausgebeult, da wo die Holster sitzen. Personenschützer der Polizei. Draußen im Hof eine gepanzerte Limousine, noch mehr Polizisten.

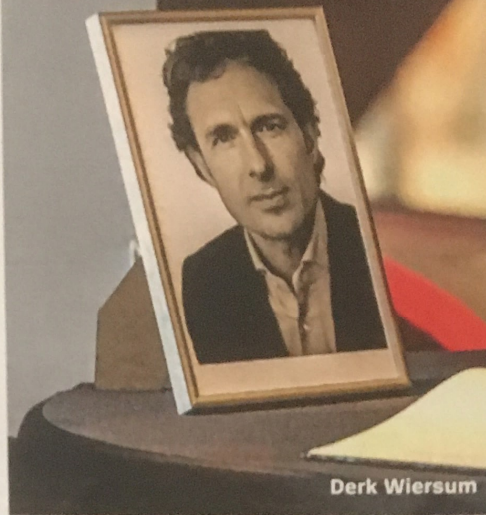
Die Anwälte des Kronzeugen sitzen beim Gespräch mit dem SPIEGEL nebeneinander. Peter Schouten wie ein Teddybär, den man in einen Anzug gesteckt hat: grauer Vollbart, gepflegter Bauch, auf den Motivsocken grinrende Gesichter. Ein Mann, der aussieht, als könnte ihn so leicht nichts umhauen. Onno de Jong dagegen asketisch, zurückhaltend. Er überlässt Schouten das Wort. Auch weil Schouten zuerst da war in diesem Fall. Schouten, Kumpel einer nun toten Legende.

Der Fall begann für Schouten am 18. September 2019. An diesem Tag ging Derk Wiersum morgens um kurz nach halb acht zu seinem Auto, das vor der Haustür parkte, als ein Mann auf ihn zukam und ihn erschoss. Wiersum war der erste Anwalt des Kronzeugen Nabil B. Der Mord schickte Schockwellen bis in die Regierung. »Extrem verstörend« nannte Ministerpräsident Rutte den Anschlag. So etwas hatte sich in den Niederlanden keiner vorstellen können. Keiner? Nabil B. schon.

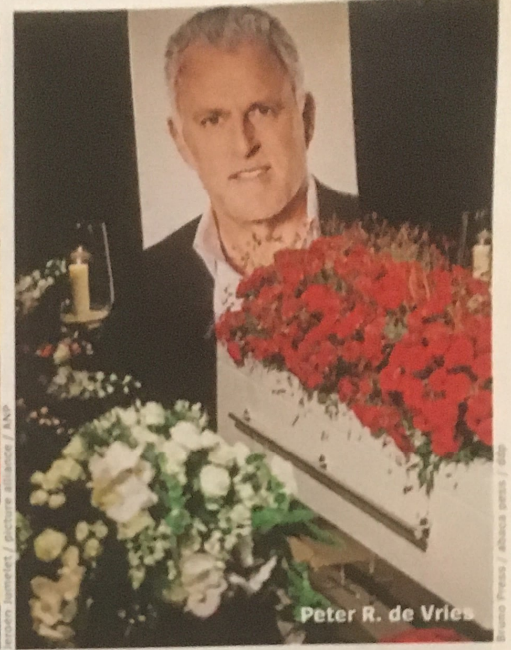
Nabil B. hatte Anfang 2017 einen Mann beschattet, der ermordet werden sollte, und auch den Fluchtwagen besorgt. Er war da noch Teil der Taghi-Bande, wie er heute sagt. Doch der Killer erschoss den Falschen. Was im niederländischen Liquidationsbusiness immer wieder passiert. Die Täter: junge Kerle, die in den Banden aufsteigen wollen und nervöse Finger haben. Die nicht besonders klug sind und viel zu viele Kugeln brauchen, wie es in einer Publikation des Justizministeriums heißt, einem Sammelband eigens zu Auftragsmorden. Einmal richteten sie in einem Amsterdamer Nachbarschaftszentrum einen Praktikanten mit einer Kalaschnikow hin, weil er einem Kriminellen ähnelte. Ein anderes Mal traf es einen DJ, dann einen Tellerwäscher. Und nun, Anfang 2017, eben einen Mann, der zufällig nachts in Utrecht auf der Veranda eines Hauses stand, in dem auch die Zielperson lebte.

Das Problem für Nabil B.: Der Tote gehörte selbst zu einem berüchtigten Familienclan, von dem es heißt, dass man sich nicht mit ihm anlegen sollte. Und es dauerte nicht lange, da hatte diese Familie einen Namen gehört: Nabil B. Der saß nun in der Klemme. Nach ein paar Tagen hatte er mehr Angst davor, von der eigenen Bande liquidiert zu werden, weil er zu viel wusste, als vor der Familie des Opfers. Er ging zu ihr, dann ließ er sich von der Polizei unter einem Vorwand festnehmen und begann zu reden, zu reden und zu reden. 41 Aussagen. Angeblich war sein Auftraggeber Ridouan Taghi, den die Polizei

Ermordete Betreuer des Kronzeugen

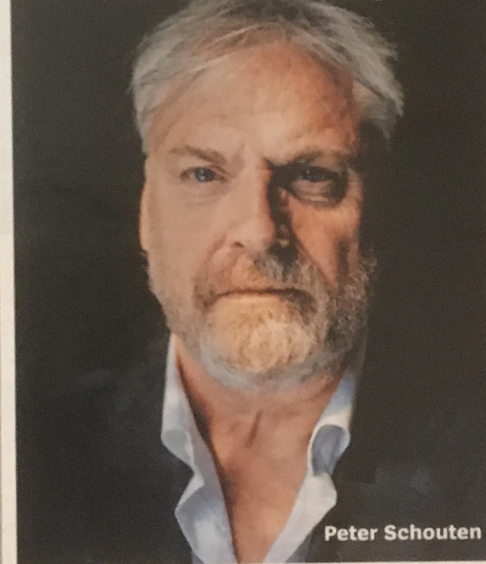


Derk Wiersum

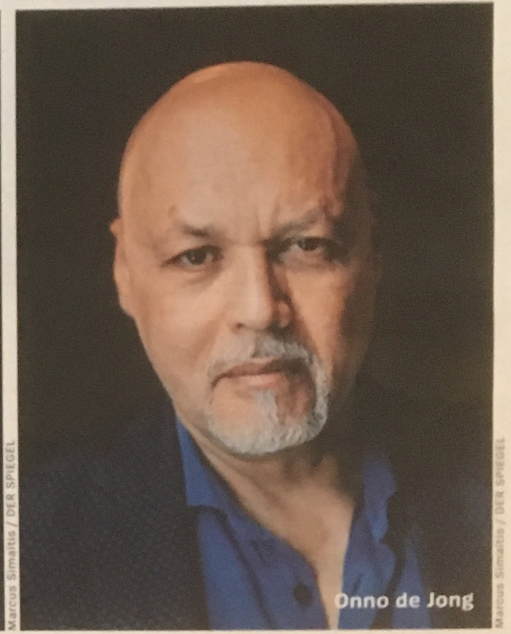


Peter R. de Vries

Anwälte des Kronzeugen



Peter Schouten



Onno de Jong

schon vorher für den Kopf einer »Mocro«-Bande gehalten hatte. Taghi, das behauptete Nabil B., stehe hinter einer ganzen Mordserie im Milieu.

Zwei Monate später präsentierte die Polizei ihren Kronzeugen. Nabil B. hatte davor gewarnt, ihn so früh zu outen: Denn dann »werden Leichen fallen«. Nicht mal eine Woche später ließ sich ein Mann einen Vorstellungstermin geben – beim Bruder von Nabil B.. Der war Chef einer Werbeagentur, hatte zwei Kinder, keine Vorstrafen, keine Kontakte ins Milieu. Der angebliche Bewerber erschoss ihn von hinten. Es war die erste Botschaft der Mafia, so verstand es jedenfalls jeder. Kommt man an Nabil B. nicht nah genug heran, dann eben an einen, der dem Kronzeugen nahesteht.

Im Jahr darauf starb Wiersum, der Anwalt. An den Tag erinnert sich Onno de Jong noch gut. Es war der letzte Tag, an dem er sein Zuhause betrat. Er betreute damals einen Kron-

zeugen in einem Rockerprozess. Es gab Verbindungen zur Taghi-Gruppe und die Sorge, auch de Jong könnte ermordet werden. Er saß im Büro am Schreibtisch, als die Staatsanwaltschaft anrief: nicht rausgehen, bis du abgeholt wirst. »Sie brachten mich nach Hause, damit ich packe.« Seitdem lebt er in einem bewachten Haus; die Adresse ist geheim.

Nach Wiersums Tod fragte die Justiz 20 Anwälte, ob sie den Fall von Nabil B. übernehmen würden. Keiner wollte. Der 21. machte es. Um nicht zur Zielscheibe zu werden, blieb er anonym, war bei Videobefragungen nie im Bild, seine Stimme wurde technisch verzerrt. Nabil B. kam mit ihm nicht zurecht.

Der Kronzeuge kontaktierte daraufhin Peter R. de Vries; der berühmte Reporter sollte ihm helfen. De Vries sagte: Du brauchst erst mal einen Anwalt. Und de Vries hatte auch einen an der Hand: Peter Schouten. »Wenn alle weglafen, verliert die ganze Gesellschaft«, sagt Schouten heute dem



Coffeshop The Bulldog in Amsterdam

SPIEGEL – und dass klar war, er würde nicht zurückziehen.

Peter und Peter. Ein Peter ist jetzt tot, der andere riskiert sein Leben. Steht unter Polizeischutz rund um die Uhr, will aber in kein sogenanntes Safe House wie de Jong. »Wenn man kaserniert wird, ist das ganze Leben unerträglich«, sagt Schouten. Ob er bereut hat, das Mandat angenommen zu haben? »Nicht eine Sekunde.« Nein, »noch nie«, sagt auch de Jong, der als Co-Anwalt dazustieß.

Schouten erinnert sich heute noch gut an ein Gespräch mit de Vries: »Ich habe gesagt, das wird gefährlich für uns, für ihn noch mehr als für mich. ›Du bist der große Name. Wenn man Aufmerksamkeit will, Terror, Chaos, dann bist du das Hauptziel.« Doch de Vries habe sich nicht einschüchtern lassen.

Im Oktober landete ein Tipp aus dem Milieu bei Schouten: Sie stünden jetzt auf einer Todesliste, alle drei. Die Juristen Schouten und de Jong hatten schon die höchste Schutzstufe; de Vries nicht. Er wollte keinen Bodyguard neben sich; so könne er als Journalist nicht arbeiten. Hinzu kam, dass er für die Justiz kein ordentlicher Prozessbeteiligter war, sondern nur ein Journalist. Selbst als gut eine Woche vor dem Mord ein Hinweis die Polizei erreichte, dass ein Fremder de Vries auf dem Weg zur Parkgarage an der Lange Leidsewaarsstraat beschattet hatte, blieb er schutzlos. Der Fremde war, wie sich später herausstellte, offenbar der Fluchtfahrer beim späteren Attentat (SPIEGEL 34/2021).

Der Pate

Der Mann, dem ein Land alles zutraut, in der Vergangenheit und auch in Zukunft, sitzt seit März auf der Anklagebank in »De Bunker«. So hat der Volksmund das am stärksten gesicherte Gericht des Landes im Amsterdamer Stadtteil Nieuw-West getauft. Hier läuft der »Marengo«-Prozess – ein Fantasienamen, den der Justizcomputer dafür ausgespuckt hat. Der Hauptvorwurf gegen Taghi und 16 andere: sechs Auftragsmorde. Der Mord am Bruder des Kronzeugen gehört nicht dazu, auch nicht der an Anwalt Wiersum. In beiden Fällen sind nur die mutmaßlichen Killer bekannt. Im Wiersum-Prozess wurden sie in dieser Woche zu je 30 Jahren Haft verurteilt. Wer die Hintermänner sind, blieb vor Gericht ungeklärt.

Es gab aber andere Tote, die der Kronzeuge mit Taghi in Verbindung brachte. Und jene Kryptochats, die Polizisten ab 2016 entschlüsseln konnten. Vor dem Anschlag, bei dem auf der Veranda in Utrecht der falsche Mann starb, hieß es: »Ich werde Köpfe drauf haben« – Köpfe, Unterweltslang für Schützen. Und nachdem ein Killer einen alten Taghi-Gefährten getötet hatte, der zu viel geredet haben soll: »Haha ... ich bin top ... ich bin auf der Jagd ... und ich brauche Blut ... Bald wieder ein Mistkerl.« Taghis Anwältin behauptet, dass ihr Mandant auch das nicht geschrieben habe.

Ridouan Taghi: geboren 1977 in Marokko, aufgewachsen in Vianen, in der Nähe von

Utrecht, wohin seine Eltern als Gastarbeiter gekommen waren. Niederländische Zeitungen haben seinen Aufstieg zum Staatsfeind Nummer eins inzwischen akribisch nachgezeichnet. Von einem Straßendealer zu einem der Capos im internationalen Drogenhandel.

Mit 17 hatte Taghi demnach genug von der Schule und verkaufte Hasch auf der Straße. Er gehörte zu einer Jugendgang, die sich BAD Boys nannte, die Abkürzung für »Black and Dangerous« oder »Black and Deadly«, schwarz und gefährlich oder tödlich – schwer zu sagen.

Taghi hatte offenbar Ehrgeiz und Geschäftssinn. Er soll in Amsterdam kiloweise Haschisch von einem Großdealer gekauft und auf den Straßen rund um Utrecht vertickt haben. Dann kamen ihm anscheinend seine marokkanischen Wurzeln zugute. Marokko gehört zu den Hauptquellen für Cannabis. Taghi soll eine Lieferkette aus der alten Heimat aufgebaut haben, mit Schnellbooten nach Spanien, von dort weiter in den Norden. Und als die Kette stand, gab wohl 2006 ein Strategiewechsel der Kokainkartelle in Südamerika den entscheidenden Kick: Sie schickten mehr Stoff auf die Westafrikaroute; über Marokko ging das Pulver nach Europa. Hasch oder Koks: Taghis angebliche Flotte konnte beides transportieren. Nur brachte Koks viel mehr ein.

Für die niederländische Polizei blieb Taghi, der sich 2009 nach Marokko abgemeldet hatte, trotzdem ein No-Name. Auch als 2012 da

große Morden begann. Ermittler hatten im Hafen von Antwerpen 225 Kilo Kokain beschlagnahmt, nach heutigen Maßstäben eine lächerliche Menge. Damals nicht. Zwei Banden hatten auf die Ware gewartet. Sie wussten nichts von der geheimen Polizeiaktion und beschuldigten sich gegenseitig, das Koks geklaut zu haben.

Damit fing es an. 2012 zwei Tote in Amsterdam bei einer wilden Schießerei in einem Wohnviertel. Danach Rachemorde und Rache-Rachemorde. Präventivmorde, Paranoia-Morde, Statement-Morde. Eine-Frage-der-Ehre-Morde, Zur-falschen-Zeit-am-falschen-Ort-Morde. Morde, Morde, Morde. Für 2013 bis 2019 stehen in einer Statistik des Justizministeriums 178 Auftragsmorde mit 189 Toten, wobei nicht alle mit diesem Bandenkrieg zu tun hatten. Typisches Merkmal solcher »Liquidaties«: ein ausgebrannter Fluchtwagen, um Spuren zu verwischen.

Wer gegen wen – das war offenbar selbst den Killern nicht immer klar, wie sich aus Textnachrichten ergibt. Fest stand: Es wurde geschossen, es wurde gestorben, und 2014 starben zwei ganz Große. Die Bosse zweier Banden, die miteinander verfeindet waren. In dem Vakuum tauchte danach Taghi mit zwei anderen Kokainmobstern auf. Sein Name sagte den Polizisten so wenig, dass sie ihn in anfangs noch Redouan schrieben, nicht Ridouan.

Sie waren erst auf ihn gestoßen, als eine Spezialeinheit den ausgebrannten Fluchtautos nachspürte. Ein BMW führte sie zu einer Gruppe, die sich offenbar auf Auftragsmorde spezialisiert hatte, mit Kalaschnikows übte und fünf Männer beschattete. Das mutmaßliche Killerteam bestand aus Ex-BAD-Boys, Taghis Jugendbande, und zu denen, die sie im Visier hatten, gehörte ein Marokkaner. Der saß gerade im Auto, als die Polizei ihn anrief: Fahren Sie nicht weiter! Steigen Sie sofort aus! Am Wagen hing nämlich ein Peilsender, den die Auftragskiller montiert hatten. Danach begann ein Freund des Marokkaners, mit der Polizei zu reden. Dass ein gewisser Taghi seinen Tod wolle, und nicht nur seinen.

Dieser Informant, Spitzname »der Schlachter«, war der erste Zeuge, der Taghi nannte. Dann kam Nabil B., der Kronzeuge, bald danach entschlüsselten die Ermittler immer mehr Handynachrichten. Für die Polizei ergaben die Puzzleteile das Bild eines Mannes, der so mächtig, aber auch so misstrauisch war, dass er offenbar überall Verrat witterte. Und diejeni-

gen, die er verdächtigte, im Zweifel lieber sterben als weiterleben ließ.

Die Journalisten

Paul Vugts von der Tageszeitung »Het Parool«. Ein Treffen in Amsterdam Anfang August. Schwarzes T-Shirt, Blue Jeans, perfekt, um nicht aufzufallen. Wie alt? »47.« Und im Herbst, wenn der SPIEGEL-Artikel erscheint? Immer noch 47? »Ja, ich hoffe.« Schwarzer Humor; die Art, die hinterher, falls einem etwas zustößt, Todesahnung genannt wird.

Vugts schreibt über Taghi und andere »Mocro«-Größen. 2017 bekam er einen Tipp, dass eine andere Gang – nicht die von Taghi – ihn tot sehen wolle. Und dass vorher ein paar Dinge passieren würden, die dann auch genau so eintraten. Es fehlte nur noch die Kugel für ihn. Von Oktober 2017 an lebte er deshalb unter Polizeischutz, höchste Stufe. Der erste Journalist, sagt er, der von demselben Kommando bewacht wurde, das auch das Königspaar schützt.

Vugts hatte nichts geschrieben, das direkt gefährlich schien. Aber die Gang glaubte, dass er mehr über Morde im Milieu wusste und demnächst bringen würde.

Er zog mit seiner Freundin in ein Safe House. Verkaufte sein eigenes Haus, weil er wusste, dass sie nie zurückkehren könnten. Er verkaufte das Auto, weil Leihwagen sicherer sind, wenn man sie oft genug wechselt. Als dann ein paar Kriminelle ins Gefängnis kamen, andere flüchteten und einige selbst in einer Blutlache endeten, hatte er die Hoffnung, dass das Schlimmste vorbei sei. Vielleicht, mit etwas Glück. »Da sagt ja nie einer, das war's jetzt.«

Nach einem halben Jahr entließ sich Vugts jedenfalls selbst in Absprache mit der Polizei aus dem Personenschutz, um so etwas wie sein altes Leben zurückzubekommen. Als er zum ersten Mal wieder auf ein Straßenfest ging, fühlte sich das an wie ein Sprung ins Schwarze, wenn man den Boden nicht sieht. Noch nie, sagt er, war er so gerührt wie in dem Moment, als ihn seine Freundin nach all dem Mist fragte, ob er sie heiraten wolle.

Vugts' Eltern waren Sozialarbeiter, sie hatten zu Hause immer Pflegekinder, Jugendliche aus schwierigen Familien. Heute sieht Vugts in seiner Stadt Drogendealer, die solche Jungs benutzen, entweder als Koksschmuggler, als sogenannte Spotter, die ihrer Gang melden, wo sie ihr Opfer finden. Oder als Killer. »Es ist wichtig, darüber zu schreiben«, sagt er. Und obwohl er als Polizeireporter kein Typ

189 Menschen

fielen in den Niederlanden von 2013 bis 2019 einem Auftragsmord zum Opfer.

für Pathos ist: »Wenn ich aufhöre, haben die anderen gewonnen, und das ist nun mal kein Spiel. Es geht um unsere Demokratie.«

Für Vugts kamen die Dinge ins Rutschen, als Taghi zum Namen und Gesicht der »Mocro«-Mafia aufstieg. Als die Polizei langsam begriff, mit wem sie es zu tun hatte. Und Taghis Name erstmals öffentlich auftauchte. Durch Martin Kok, einen Blogger, den Vugts gut kannte. Kok hatte selbst lange im Knast gesessen. Er soff, er kokste, er versuchte es mit einem Escort-Service. Auf seiner Seite Vinderscrime.nl schrieb er über die Unterwelt. Meldete, was man ihm zuraunte, veröffentlichte, ohne es lange zu prüfen. Auch den Namen Ridouan Taghi.

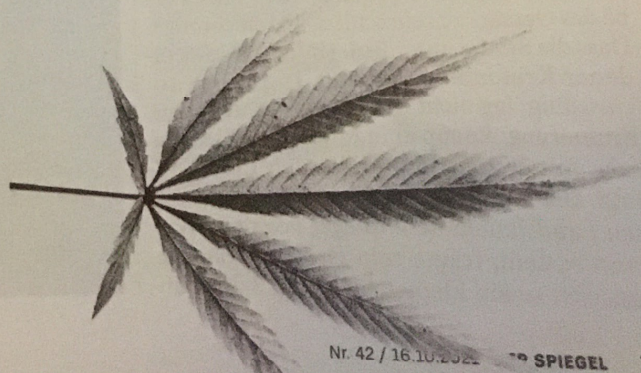
Taghi, so erinnert sich Vugts, klagte vor Gericht, ganz zivilisiert, verlor aber. Eines Tages hing Sprengstoff unter dem Auto von Kok. Einem Passanten fiel das noch rechtzeitig auf; die Bombe hatte die Sprengkraft von 40 Handgranaten. Aus dem April 2016 stammte eine entschlüsselte Nachricht, die Taghi zugeschrieben wird: »Dieser kranke kranke Vlinderscrime muss schlafen Sir!« »Schlafen«, für die Ermittler das Codewort für »sterben«. In den Textnachrichten taucht es immer wieder auf.

Am 8. Dezember 2016 traf Vugts sich mit Kok und ein paar anderen mittags zum Essen. »Kok wusste, dass er ein Ziel war, aber er machte nichts dagegen«, erinnert sich Vugts. »Er sagte, er werde wohl eher an Kugeln als an Krebs sterben.« Am selben Nachmittag versuchte es ein Auftragsmörder; möglicherweise hatte die Waffe eine Ladehemmung, Kok kam davon. Abends, vor dem Bordell Bocaccio, dann nicht mehr.

Seit damals haben sich für Polizeireporter in den Niederlanden die Re-

»Kok wusste, dass er ein Ziel war, aber er machte nichts dagegen. Er sagte, er werde wohl eher an Kugeln als an Krebs sterben.«

Paul Vugts, Journalist der Tageszeitung »Het Parool«





Spurensicherung am Tatort des De-Vries-Mordes

geln geändert. Die Überlebensregeln. Im Juni 2018 rammte ein Lieferwagen das Redaktionshaus des »De Telegraaf«. Ein Mann stieg aus, zündete den Wagen an und ließ ihn explodieren – die Zeitung hatte die Niederlande vorher mit einem Narco-Staat verglichen. Zwei Kriminalreporter des Blattes haben heute angeblich rund um die Uhr Polizeischutz, nach glaubwürdigen Hinweisen, dass ihr Leben in Gefahr sei.

»Allen ist klar: Sie töten Journalisten«, sagt Vugts. »Es wäre eine bescheuerte Lüge zu behaupten, dass man das nicht im Kopf hat.« Für ihn kommt Aufhören nicht infrage. »Aber das muss jeder für sich entscheiden.« Wie auch ein Kollege, der ungenannt bleiben will. Dessen erste Regel: »Mein Leben ist mir wichtiger als mein Job.« Zweite Regel: nur noch schreiben, was die Polizei schon weiß. Deshalb er eine fertig recherchierte Geschichte zurzeit nicht aufschreibt. »Wenn ich die bringe, bin ich zwei Tage im Fernsehen, dann ist es wieder vergessen. Diese Leute aber vergessen mich nie.«

Natürlich kennt er einen der großartigsten Leitsätze des freien Journalismus: All the news that's fit to print. Bringt alles, was es wert ist, gedruckt zu werden. In den Niederlanden gibt es jetzt Geschichten, die werden nicht mehr geschrieben, weil sie ein Leben wert sein müssten.

Die Kriminologen

Was also ist schiefgelaufen im Oranje-Land, wo die Nationalfarbe immer auch eine Farbe des Gemüts zu sein schien, allzeit sonnig? Dass die Studie unter Federführung des Leidener Kriminologen Pieter Tops 2018 so einschlug, lag nicht nur an den Zahlen. Zur Erinnerung: knapp eine Milliarde Pillen im Jahr, mindestens 18,9 Milliarden Euro Umsatz. Die Wirkung erzielte Tops, weil er seinen Landsleuten den Spiegel vorhielt. Wie kann es sein, fragte sein Forschungsteam, dass sich so ein kleines Land seit Jahrzehnten

an der Weltspitze der Drogenindustrie behauptet?

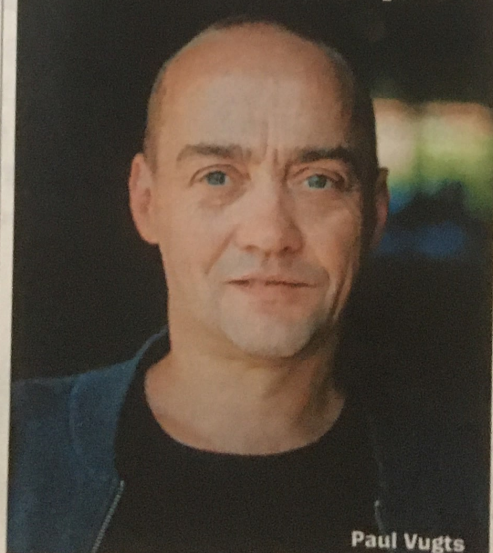
Weil es, so Tops, dafür wie gemacht ist.

Da ist die Duldungspolitik bei weichen Drogen – seit den Siebzigerjahren. Und die Mentalität der Menschen. Seit ewig. Tops zeichnete das Bild eines Landes, in dem Drogenkonsum verniedlicht und das Geschäft damit von vielen als ziemlich normaler Wirtschaftszweig angesehen wird.

Die Niederlande balancierten demnach schon immer auf einem schmalen Grat: zwischen lässig und fahrlässig, geschäftstüchtig und geschäftssüchtig. Mehr als 160 Coffee-shops gibt es allein in Amsterdam, die gut mit Haschisch und Marihuana verdienen. »Wenn Leute etwas benutzen dürfen, warum sollte es dann ein Problem sein, es auch herzustellen?«, beschrieb die Studie die Einstellung, zu der das führt.

Der Kriminalreporter Jan Meeus vom »NRC Handelsblad«, der den Drogenhandel

Bedrohter Kriminalreporter



Paul Vugts

vor allem wirtschaftlich betrachtet, sagt lakonisch: »Erstens: Wir Holländer schmuggeln seit es uns gibt. Zweitens: Was Drogen angeht haben wir das Wissen, die Technologie, die Handelswege. Und drittens: Um etwas zu ändern, müsste man schon ein ganzes Volk umprogrammieren.«

Kriminologe Tops hat das an synthetischen Drogen durchdekliniert: Als andere Länder wie Großbritannien und die USA Amphetamine in den Sechziger- und frühen Siebzigerjahren verboten, ließen sich die Niederländer noch Zeit damit bis 1976. Dasselbe in den Achtzigerjahren mit Ecstasy. Die Verbote kamen meist erst nach politischem Druck aus dem Ausland, von Staaten, die von Pillen aus den Niederlanden überschwemmt wurden. Aber bis es so weit war, dass Holland sie auf die schwarze Liste setzte, hatten einheimische Banden längst einen Vorsprung auf dem Weltmarkt herausgeholt. Und den verteidigten sie mit ihren Kontakten und ihrem Know-how.

Bei Haschisch und Marihuana begann die drogenfreundliche Politik 1976 mit dem »Opiumwet«, dem Opiumgesetz – damals eine Kapitulation vor der Hippie-Bewegung. Das Gesetz brachte die strikte Trennung zwischen weichen und harten Drogen, was sich in den Köpfen der Niederländer als Trennung zwischen »guten« und »bösen« Drogen festsetzte. Zwar ist jeder Kauf von Marihuana und Haschisch bis heute streng genommen illegal. Er wird aber bis zu fünf Gramm pro Kopf und Tag nicht geahndet.

Es war eine Lösung, die perfekt zu Holland zu passen schien. Sie eröffnete ein Geschäftsfeld – oder wie Tops über sein Land sagte: »Im Kampf zwischen Profit und Prinzipien gewinnt gewöhnlich der Profit.« Und es setzte den neuen, eigenen Akzent in der Drogenpolitik. Was für Regierungen seitdem in erster Linie zählte, war die Volksgesundheit. Wer Rauschgift nahm, sollte nicht ausgestoßen werden, so könne man sie oder ihn vielleicht von harten Drogen abhalten.

Tatsächlich sitzen in der Amsterdamer City offenbar keine Junkies auf der Straße, nur glücklich Bekiffte. Und bei den Drogentoten lagen die Niederlande 2019 im Mittelfeld der EU, vergleichbar mit Deutschland. Die Strategie schien also aufzugehen – hätte sie nicht »einer großen kriminellen Drogenindustrie zum Aufstieg verholfen«, wie es in Tops' Studie heißt. Auch das kostet Menschenleben. Mordopfer statt Drogentote.

Der niederländische Pragmatismus – andere nennen es Verlogenheit – zeigt sich vor allem an der sogenannten Hintertürproblematik. Die Coffee-shops dürfen zwar vorn im Laden verkaufen: kleine Mengen pro Kopf, riesige insgesamt, weil viele Touristen genau dafür anreisen. Die nötigen Großlieferungen an die Shops aber sind illegal. Sie kommen heimlich durch die Hintertür.

»Das war natürlich für Banden attraktiv und damit begann es«, sagt Robin Hofmann und meint den Krieg der Narcos. Hofmann kommt aus Deutschland, arbeitet als Krimin-

loge an der Uni Maastricht. »Der Drogenkrieg ist eine Folge der toleranten Drogenpolitik. Die Duldung weicher Drogen hat das lukrative Geschäft mit harten Drogen begünstigt.« Niederländische Banden dealen mit allem, was Geld bringt. Hasch, Koks, egal. Hofmann: »Später wurden die Drogen härter, die Gewinne höher, die Kämpfe um den Markt brutaler. Das eine führte zum anderen.«

Man wüsste gern, was die Pioniere der weichen Drogenwelle dazu sagen: Wernard Bruining, der 1972 den ersten, damals noch illegalen Coffeeshop in Amsterdam aufmachte, das »Mellow Yellow«. Und Henk de Vries, nicht verwandt mit Peter R. de Vries, der 1975 den zweiten eröffnete, das »Bulldog«. Bruining hält heute Vorträge über die Heilkraft von Cannabis. De Vries hat aus seinem Kifferlokal ein Firmenimperium gemacht, mit Markenshop, zwei Hotels, mehreren Filialen.

In Interviews können sie wunderbare Anekdoten über die wilden alten Zeiten erzählen: wie Bruining Cannabis in Kühlschränken aus Amerika herüberschmuggelte und de Vries bis zu fünfmal am Tag die Polizei im Laden hatte. Aber wenn es darum geht, ob die Coffeeshop-Lieferungen ein Motor der Unterwelt waren, wird de Vries stumm. Über seine Marketingchefin lässt er ausrichten: »Er will nicht in irgendeine Diskussion verwickelt werden, in der harte Drogen eine Rolle spielen.« Nur so viel: Dank der Coffeeshops sei die harte Drogenabhängigkeit in den Siebziger stark zurückgegangen. Und Bruining? Umkurvt ebenso die Frage, ob die Coffeeshop-Bewegung die Banden groß gemacht habe. Stattdessen predigt er sein Credo, Cannabis komplett zu legalisieren. Verbote seien immer nur der Nährboden für höhere Preise und mehr Verbrechen.

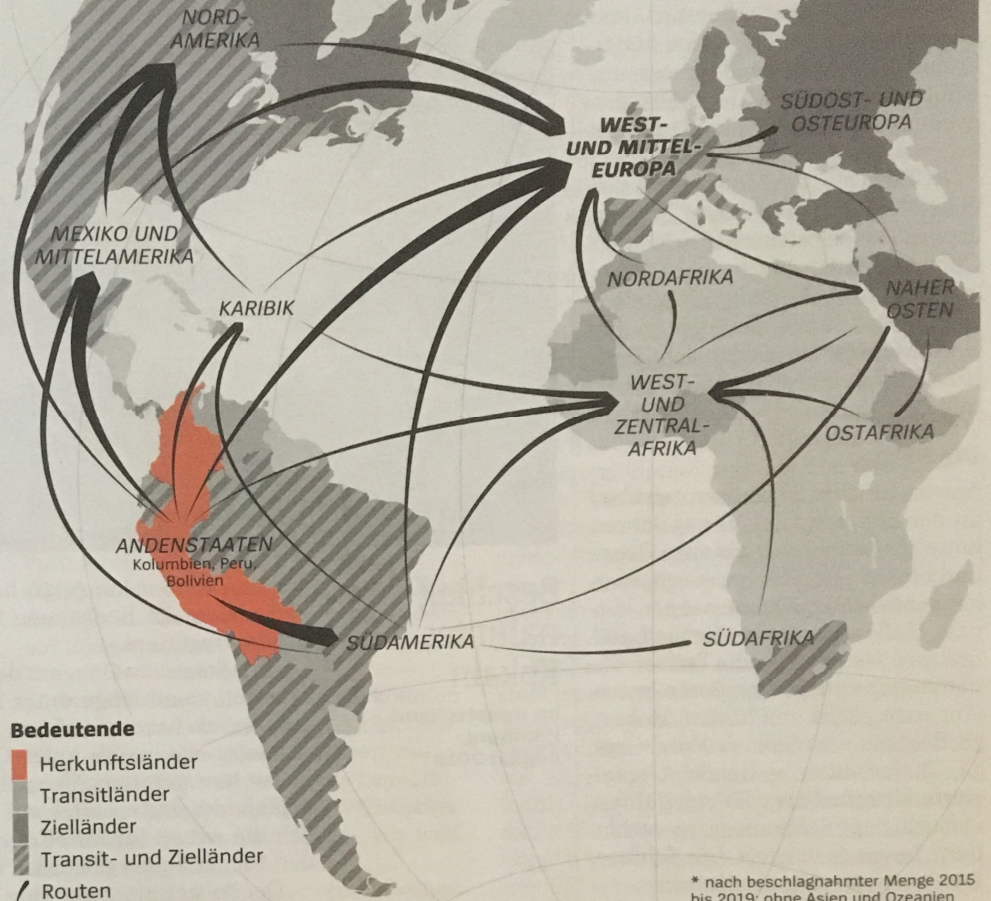
Für Cyrille Fijnaut, Kriminologe und früherer Regierungsberater, sind die Coffeeshops dagegen Teil des Problems: »Die Leute, die hinter dieser Toleranzpolitik standen, konnten sich nicht vorstellen, dass ihre Politik zu einem Problem mit Organisierter Kriminalität führen könnte.« In den Neunzigerjahren habe sich die Lage noch einmal verschärft, mit der massenhaften Herstellung synthetischer Drogen und dem Cannabis-Großanbau. Die Regierung habe lange weggeschaut. Um das Jahr 2000 provozierte Fijnaut seine Landsleute deshalb mit einer plakativ scharfen These: Die Niederlande seien auf dem Weg, das »Kolumbien Europas zu werden«. Begründung: »Auch wir produzieren im großen Stil illegale Drogen.« Doch erst um das Jahr 2000 – und so richtig erst zehn Jahre später – habe die Politik begriffen, was sich da eingenistet habe, mit all seinen Risiken: Geldwäsche, Korruption, Liquidierungen.

Da war es aus Fijnauts Sicht schon zu spät. Wer eine derart große Drogenindustrie zulasse, dürfe sich über »die Gewalt, mit der um die Marktanteile und gegen den Staat gekämpft wird«, nicht wundern.

Inzwischen sieht das auch die Regierung so. Knapp 500 Millionen Euro sollen zusätz-

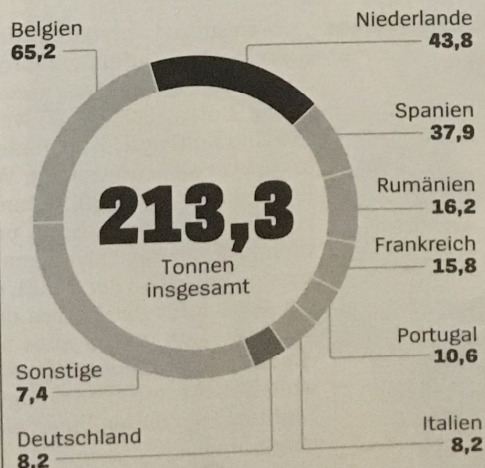
Vom Kartell ...

Haupthandelsrouten* für Kokain



... zum Konsumenten

Sichergestelltes Kokain in der EU* 2019 oder letztes verfügbares Jahr, in Tonnen



* ohne Vereinigtes Königreich

** Probeentnahme in ausgewählten Städten Europas über einen Zeitraum von einer Woche im Jahr 2020

Quellen: UNODC 2021, EMCDDA 2021, SCORE

Kokainrückstände im Abwasser ausgewählter europäischer Städte** Tagesdurchschnitt in Milligramm je tausend Personen



lich in den Haushalt gestellt werden, für den Kampf gegen die Drogenkriminalität. Und Justizminister Ferdinand Grapperhaus schrieb einen erstaunlichen Brief ans Parlament, mit dem er die Duldungspolitik infrage stellte. Der Ansatz sei »oft zu naiv« gewesen, und ja, es sei ein Irrtum gewesen zu glauben, die Coffeeshops würden von Privatleuten aus dem Garten versorgt. Tatsächlich hätten kriminelle Netzwerke darin ein »unglaublich lukratives Geschäft« entdeckt und dann auf Kokain und Ecstasy ausgeweitet.

Ist Taghi also das Monster, das sich die Niederlande mit ihrem Drogenexperiment selbst erschaffen haben? Geboren im Jahr nach dem Opiumwet, begann auch er mit weichen Drogen auf der Straße und legte so den Grundstein für eines der mächtigsten Kokskartelle Europas. Sagen die Ermittler.

Die Polizei

Amsterdam, das Polizeihauptquartier an der Elandsgracht. Vor 15 Jahren hätte man nicht vor einem »Cees« und einem »Robert« gesessen, man hätte ihre echten Namen nennen können. Holland war ein offenes Land, und wie das Land, so die Polizei. Sie hätten sich auch fotografieren lassen, von vorn, nicht von hinten. Robert, 48, der Leiter der Soko de Vries. Cees, 52, Chefermittler im Bereich Organisierte Kriminalität, der seit Jahren versucht, das Schlimmste zu verhindern, bevor es passiert. Die Schüsse. Die Toten. Noch mehr Kokain.

Mittlerweile tauchen die beiden nicht mal mehr in den Gerichtsakten mit Namen auf, nur als Nummern. Wenn keiner mehr sicher ist, Anwälte, Journalisten, dann kann der Nächste ein Richter, ein Staatsanwalt, ein Politiker sein. Oder ein Polizist. »Natürlich schaue ich mich um, wenn ich zu

»Natürlich schaue ich mich um, wenn ich zu meinem Auto gehe.

Cees, Ermittler der Polizei Amsterdam



Ecstasytabletten



Hauptzollamt Hamburg / dpa, aerogondo / iStockphoto / ddp

Beschlagnahmtes Kokain

im Hauptzollamt Hamburg, August 2019

meinem Auto gehe. Angst habe ich nicht, aber die Bedrohung kommt näher«, sagt Cees.

Eine Staatsanwältin, mit der er oft arbeitet, stand lange unter Polizeischutz, »sie hat einen Mann, Kinder, das setzt alle enorm unter Druck«. Selbst hart gesottene deutsche Drogenfahnder sind entsetzt, wie gefährlich die Arbeit für ihre Kollegen in den Niederlanden geworden ist.

Der Polizeisprecher – bitte keinen Namen – erzählt, dass sie deshalb im Fall Taghi und im Fall de Vries darauf achten, keinen Beamten zu oft vor die Presse zu stellen. Sie wechseln ihre Leute durch, damit hier niemand zum Gesicht der Polizei wird. Und zum möglichen Ziel für die nächste Machtdemonstration.

Man müsse verstehen, dass mit Kokain alles anders geworden sei. Früher, sagt der Ermittler Cees, sei er in die Luft gesprungen, wenn sie 100 Kilo Koks beschlagnahmten, heute zuckt er nicht mal mit der Wimper. Jetzt geht es gleich um Tonnen, um Hunderte Millionen Euro, und das verändert auch die Täter. Irgendwann komme bei denen der Punkt, da hielten sie sich für die Herren des Universums. Das mache alles unberechenbar. »Die meisten Kriminellen wollen nicht auffallen«, sagt Cees. Taghi sei über diesen Punkt offenbar längst hinaus.

Auch die Killer-Kids sind anders: Früher machten sie einen Ladendiebstahl, noch einen und noch einen,

dann knackten sie Autos, danach kamen Wohnungen. Es dauerte, bis sie schossen. Nun sitzen sie im Knast, für einen Einbruch, kommen raus, und, bumm, erschießen einen Menschen. Gleich mit einer Kalaschnikow, erzählt Cees. Auch wenn neben dem Opfer ein siebenjähriges Kind im Auto sitzt. Hinterher werden sie geschnappt, weil der Fluchtwagen nicht ansprang. Weil sie in ihrer Panik vergessen hatten, dass bei einem Automatik-Auto der Wahlhebel beim Start auf »P« stehen muss. Zu jung, zu unerfahren. Aber zu allem entschlossen.

So weit ist es nun also gekommen. Und die Polizei, so Robert, trage daran eine Mitschuld. »Zwischen 2005 und 2012 haben wir keine Drogenermittlungen aufgenommen.« Und das Drogendezernat? »Wir hatten keines.« Die Politiker hätten wohl gedacht, dass man Geld und Personal besser in den Kampf gegen »Gewaltverbrechen und Geldwäsche« steckt.

Also baute die Amsterdamer Polizei um, bildete ein Dezernat für Organisierte Kriminalität. »Drogen standen darin nicht im Fokus«, bestätigt der Sprecher. »Als der Krieg dann ausbrach, 2012, wussten wir kaum etwas über die Jungs«, gibt Cees zu. Die Ermittler hatten schlicht Glück, dass der Kronzeuge auftauchte. Außerdem bescherte ihnen die internationale Polizeiarbeit einen Datenschatz nach dem anderen. So kamen sie an die entschlüsselten Nachrichten der Dealer. Sonst würden sie bei der Amsterdamer Polizei heute noch durchs Labyrinth irren.

Zumal sie durch Polizeireformen viel Wissen von der Straße verloren haben. Weniger Wachen, dafür ein paar große, so lautete das Ziel. Das sparte Geld, kostete aber Kontakte. Geld zu sparen ist in Holland immer ein großes Thema. Selbst Taghi spottete in seiner ersten Vernehmung laut »Het Parool«: Dass nur 100 000 Euro auf ihn ausgesetzt waren, sei ja wohl typisch »calvinistisch« und »geizig« gewesen.

Wie die Polizei seien auch die Staatsanwaltschaften klein gespart worden, klagt Cees. »Die Gerichte sind voll, wir können jede Menge Fälle einbringen, aber was bringt es, wenn sie nicht angeklagt werden?« Ohnehin müssen Staatsanwaltschaft und Polizei nicht jeder Straftat nachgehen. Es gibt keine Pflicht zur Strafverfolgung wie in Deutschland. Opportunitätsprinzip nennt sich das. Die holländischen Beamten kümmern sich um das, was sie nach politischen

Ansagen für zweckmäßig halten. Um Drogensachen traditionell eher nicht.

Auch weil einige Gerichte Drogendelikte noch immer so behandeln, als wären sie halb so schlimm. Irgendwas zwischen Kavaliersdelikt und Landesfolklore. Für die Einfuhr von 500 bis 1000 Gramm harter Drogen gibt es eine Empfehlung an die Staatsanwaltschaften, nicht mehr als sechs bis acht Monate zu fordern. Eine Zeit lang waren Hollands Gefängnisse so leer, dass man die Zellen an Belgien und Norwegen vermietet hatte. Vergangenes Jahr nahmen Cees' Kollegen einen Kokainring hoch, der sechs Tonnen geschmuggelt hatte. Mehrere Verdächtige warteten auf ihren Prozess, sie sind in Freiheit. Das Gericht hatte U-Haft abgelehnt. Bei sechs Tonnen Koks.

Und Deutschland?

Frage an die Generalzolldirektion in Bonn, zuständig für Drogenschmuggel: Welche Erkenntnisse haben Sie zum Einfluss niederländischer Drogenbanden auf Deutschland? »Hierzu liegen keine belastbaren Daten vor.«

Vielleicht geht es den Deutschen auch nur so wie den Niederländern vor zehn Jahren. Cees, der holländische OK-Ermittler, sagt, sie hätten bisher nichts gefunden, was von Taghi nach Deutschland führt. »Aber da muss es etwas geben.« Bei all den Kokainmengen, die nicht in Holland bleiben.

Klar ist, Banden aus den Niederlanden operieren längst in Deutschland: Im Juli 2020 verpasste eine Gruppe einen Container mit 800 Kilo Koks in Antwerpen. Die Stahlkiste ging auf ein Binnenschiff, landete im Rheinhafen von Karlsruhe. Und obwohl die Polizei beobachtete, wie die Schmuggler den Container ausräumten, entwischten sie nach Stuttgart. Dort stand offenbar ein ganzes Netzwerk bereit, um den Stoff weiterzuverkaufen. Als die deutsche Polizei die niederländischen Containerknacker festnahm, hatten sie jedenfalls kein Gramm Kokain mehr bei sich.

Es gibt deutsche Rauschgiftfahnder, die sagen, dass ihre holländischen Kollegen »komplett die Kontrolle verloren haben«. Das könne man über die Zustände hierzulande nicht behaupten. Andererseits, auch in Deutschland sei bei Drogen und überhaupt der organisierten Kriminalität jahrelang zu wenig hingesehen worden. Der Kampf gegen Terroristen und Extremisten habe Vorrang gehabt.

»Ich will keine niederländischen Verhältnisse in Deutschland«, sagt Daniela Ludwig, die Drogenbeauftragte der Bundesregierung. »Wir können noch vor die Welle kommen.« Vorausgesetzt, die Bekämpfung des organisierten Drogenhandels bekomme »absolute Priorität in der polizeilichen Arbeit«.

Cees, der Amsterdamer Ermittler, ist zu lange dabei, um noch an Happy Ends zu glauben. »Vielleicht hat Deutschland im Moment Glück und keinen Typen wie Taghi. Aber ich schätze, es wird bei euch noch genauso schlimm werden.«

Jürgen Dahlkamp, Jörg Diehl, Roman Lehberger ■

DROGEN

Legal high

Unter einer Ampelkoalition dürfte sich auch die deutsche Drogenpolitik ändern. Kann man Haschisch und Marihuana bald frei kaufen?

Seit knapp 40 Jahren kämpft der Bremer Jurist und Psychoanalytiker Lorenz Böllinger, 77, mit einem Netzwerk von Experten für eine liberalere Drogenpolitik. Jetzt, da in einer möglichen Ampelkoalition eine Aufweichung der Gesetze wahrscheinlich wird, stelle sich bei ihm »vorsichtige Genußnutzung« ein, sagt der emeritierte Professor für Strafrecht und Kriminologie.

Mit Polizisten und Staatsanwälten Menschen daran zu hindern, sich selbst zu schädigen, widerspreche dem Freiheitsgedanken der Verfassung, sagt Böllinger. »Das machen wir bei Alkohol, Zigaretten oder übermäßigem Zuckerkonsum ja auch nicht.« Außerdem habe sich in US-Bundesstaaten, die Cannabis legalisiert haben, der Konsum unter Jugendlichen keineswegs signifikant erhöht. Die Vorteile einer Legalisierung seien klar. Die Behörden hätten mehr Kontrolle über den Markt. Ökonomen verweisen zudem auf Einsparungen in Milliardenhöhe – etwa in der Strafverfolgung.

Es sieht tatsächlich so aus, als könnten sich Experten wie Böllinger durchsetzen: Die Grünen unter Annalena Baerbock und Robert Habeck wollen die Legalisierung von Cannabis ebenso wie Christian Lindners FDP. Die Frage ist nur, wie weit die SPD geht.

Die Grünen glauben, es ergebe keinen Sinn, Kiffer zu kriminalisieren. Gesundheitspolitikerin Kirsten Kappert-Gonther sagt, sie habe »große Hoffnung, dass es zu einer vernunftgeleiteten Cannabispolitik« in einer Ampelkoalition komme. »Nach Jahren des Stillstands« sei Bewe-

gung in der Debatte. Mit einer kontrollierten Drogenabgabe würde vor allem die Jugend besser geschützt. »Ein Dealer fragt nicht nach dem Ausweis. Cannabis ist außerdem häufig verunreinigt. Das muss sich ändern«, sagte die Grünenpolitikerin.

Auch die FDP fordert die »kontrollierte Freigabe« von Cannabis. Das Verbot kriminalisiere Menschen, binde Polizeiresourcen und erleichtere durch den Kontakt zu Dealern den Einstieg in härtere Drogen. Die Jungen Liberalen streiten seit Langem für eine Legalisierung, Parteichef Christian Lindner war skeptisch – und ließ sich am Ende überzeugen.

FDP und Grünen schwebt vor, dass man künftig Hasch und Marihuana in »lizenzierten Fachgeschäften« kaufen kann. Die derzeitige Bundesregierung dagegen verfolgt eine restriktive Drogenpolitik. Im Wahlprogramm der Union heißt es: »Eine Legalisierung illegaler Drogen lehnen wir ab.«

Am Ende kommt es auf die SPD an. Sie steht einer vollständigen Legalisierung skeptisch gegenüber, sieht in ihrem »Zukunftsprgramm« aber Modellprojekte vor. »Ich halte eine behutsame Entkriminalisierung für denkbar, zum Beispiel durch Modellprojekte für eine regulierte Abgabe von Cannabis an Erwachsene«, sagt SPD-Justizministerin Christine Lambrecht. »Wichtig ist, dass dabei auch Suchtprävention und Jugendschutz stärker in den Blick genommen werden.«

Solche Sätze sind es, die Experten wie Böllinger optimistisch stimmen. Valerie Höhne



Grün-gelbe Koalitionssondierer Habeck, Baerbock, Wissing, Lindner

HC Plambeck / Deutsche Bahn